



Eros

Wilhelm Hegeler

Nach der Ausgabe:
Wilhelm Hegeler
Eros
Aus: Wilhelm Hegeler, Eros, Egon Fleischel & Co., Berlin, 1913
Illustration: Eric Gill, Nude

ngiyaw eBooks unterliegen den Urheber- (außer für die Teile, die public domain sind) und Lizenzrechten.

Dieses ebook (pdf) darf weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen kostenfrei angeboten.

© 2018 Sporer Peter Michael für *ngiyaw* eBooks. 
Földvári u. 18, H - 5093 Vezeeny
ngiyaw@gmail.com - <https://www.ngiyaw-ebooks.org>

Erstellt mit Corel Ventura
Gesetzt aus der Gentium Book Basic.

Wilhelm Hegeler

Eros

In einer Julinacht saßen wir noch lange auf der Terrasse zusammen, Nachfeiernde eines der seltsamen Feste, die wir in unserer Gesellschaft der Zukunftsmenschen zu begehen pflegten. Ich weiß nicht mehr, war es die Dionysosfeier oder das Fest des violetten Todes gewesen, jedenfalls hatte es den üblichen programmwidrigen, aber weihevollen Verlauf genommen. Nun war Mitternacht längst vorüber, die Gesellschaft klein geworden, die der Flaschen um vieles größer.

Da kam eine blonde Frau auf die Idee, jeder sollte seine erste Liebe erzählen. Aber wahrheitsgemäß, ohne zu lügen. Der Vorschlag fand Beifall, und alle schworen hoch und teuer, die Wahrheit zu sagen. Ach, kamen da seltsame Geschichten zutage! Und wurde da geflunkert! Denn die Wahrheit zu sagen, ist eine geheimnisvolle Kunst. Von allen Geschichten die seltsamste, aber trotzdem die wahrscheinlichste und echtste, schien mir die zu sein, welche ein Bildhauer erzählte, ein schweigsamer, still versunkener

Mensch, der etwas von einem Skandinavien an sich hatte und der dort oben von der Nordseeküste her war, wo die sangeslosen Menschen wohnen, mit den tief schlummernden, aber desto wilder erwachenden Leidenschaften. Als die Reihe an ihn kam, trank er noch einmal sein großes, volles Glas leer und begann dann mit leiser Stimme und in sich gekehrtem Blick:

»Es ist eigentlich gar keine Liebesgeschichte, und ich weiß nicht, ob ich sie heute erzählen kann. Denn jetzt im Sommer ist sie mir gar nicht recht gegenwärtig. Sie ist an das Frühjahr gebunden, wenn die Märzstürme wehen, und einem auf der Straße die Konfirmanden begegnen, die Mädchen, um deren ungelenke Glieder das erste schwarze Kleid schlenkert, und die Buben, die wie entlaufene Pikkolos die Straßen bevölkern. Um diese Zeit wird durch irgendeinen gleichgültigen Umstand die Erinnerung daran geweckt, aber zuerst nur so flüchtig, daß ich denke: ach, es war ja gar kein wirkliches Erlebnis! Doch ein paar Tage später berührt mich dann wieder etwas, vielleicht ein paar Glockentöne in der Luft oder der Duft eines Veilchenstraußes am Busen einer vorübergehenden Dame, das mehr von den versunkenen Bildern hervorlockt. Und nach und nach gesellen sich zu diesen immer neue: immer deutlicher sehe ich die Gegend, die Menschen,

mich selbst von damals. Und während ich noch zwischen Zweifel und Glauben schwanke, während der vernünftige Mensch, der ich heute bin oder mir wenigstens einbilde zu sein, sich noch auflehnt gegen das brodelnde Gefäß voll Unvernunft und Leidenschaft, das ich damals war, ergreift mich schon wieder die alte Angst, dieses Verbrechergefühl, diese Furcht vor mir selbst und vor allen Menschen, und eine ziellose Sehnsucht treibt mich durch die Straßen, treibt mich zur Stadt hinaus an die einsamen märkischen Seen. Dort in den tiefen Kiefernwäldern erlöst mich dann endlich wieder das tröstliche Bewußtsein, daß ich ja auch damals gerettet bin, und ich erlebe noch einmal etwas wie eine Rettung, indem die Idee eines neuen Werkes sich in mir gestaltet. Beruhigt und nur von dem kühlen Fieber frischer Schaffenslust erfüllt, kehre ich heim und kann dann auch meist wochenlang mit wunderbarer Leichtigkeit arbeiten. So ist das Frühjahr meine schlimmste, aber auch meine fruchtbarste Zeit, und es hängt eng zusammen mit dem Erlebnis von damals.

Ich war vierzehn oder fünfzehn Jahre alt. In vielen Dingen sehr zurück, in anderen meinem Alter weit voraus. Eigentlich war ich sehr naiv und unschuldig und hatte das Herz voll gläubiger Verehrungen. Aber zugleich befand ich mich in

dem Zustand, wo man anfängt, sich seiner selbst bewußt oder, was dasselbe ist, sich selbst zum Rätsel zu werden. Niemand wußte etwas mit mir anzufangen, ich am wenigsten. Meine Lehrer hielten mich teils für einen Dummkopf, teils für begabt, aber bodenlos faul. Meinen Mitschülern stand ich fremd gegenüber: ich, der schwerfällige Mensch aus dem Norden, und sie, leichte Rheinländer, wir waren zu verschiedene Rassen. Mein Vater, der Witwer war und als Major in einem Ulanenregiment stand, hatte seine liebe Not mit mir. Er wollte einen ordnungsliebenden, aufrechten, strammen Sohn haben und hat mir Gott weiß wie oft erklärt, ich hätte weder Disziplin noch Ehrgefühl im Leibe. Ich selbst nahm mich als etwas heillos Mißratenes, aber bei aller Qual lebte doch eine unbestimmte Hoffnung in mir und etwas wie Hochmut den anderen gegenüber.

Bald nach Weihnachten hatte ich Scharlachfieber bekommen, und da an ein Versetztwerden ohnehin nicht zu denken war, schickte mein Vater mich aufs Land zu meinem Onkel, der in einem hessischen Dörfchen Pastor war. Gleichzeitig sollte ich dort konfirmiert werden. Das war der Rat meines sehr vernünftigen und freien Religionslehrers. Im Rheinland dauert nämlich der Konfirmationsunterricht zwei volle Jahre, wäh-

rend so der Schmerz in zwei Monaten abgemacht war.

Ich war schon mehrmals die Ferien über bei meinem Onkel gewesen und hatte dort herrliche Zeiten verlebt. Ach, wunderschöne Wochen! Es gibt nichts Lustigeres, als morgens vom Gänsegeschnatter geweckt zu werden. Das ist eine andere Musik als das Rattern einer Weckuhr auf dem Nachttisch. Das eine bedeutet die Freiheit, das andere die Fron.

Meine Verwandten waren herzlich gute, liebe alte Leute. Meine Tante war ein bißchen mißtrauisch und genau, aber sie hatte den großen Vorzug, daß sie nichts sah. Sie war nahezu blind. So gut es ging, versuchte sie sich mit ihren anderen Sinnen auszuhelfen. Aber es war nur ein unvollkommener Ersatz. Als ich ankam, mußte ich gleich den Mund aufsperrn und ihr ins Gesicht hauchen. Damit wollte sie mich prüfen, ob ich auf der Reise geraucht hätte. Na, diese kleinen Scherze kannte ich schon und nahm sie ihr nicht weiter übel. Ich hatte vorher eine Portion Salami gegessen, und als ich sie tüchtig anblies, fuhr sie entsetzt zurück.

Mein Onkel aber war wirklich eine Seele von Mensch. Er war stocktaub und trotzdem nicht im geringsten mißtrauisch. Er führte ein rechtes Stubenhockerleben und ging selbst im Sommer

nicht ohne gestrickten Schal aus. In jungen Jahren war er sehr kränklich gewesen, und niemand hätte geglaubt, daß er lange leben würde. Aber ich glaube, das kam nur daher, daß er so unglaublich viel schlief. Wenn ich in sein Studierzimmer kam, schnarchte er stets in einer Sofaecke und gab Töne von sich wie eine Dampfsäge. Und erst, wenn ich aus Leibeskräften brüllte: ›Guten Tag, Onkel!‹ fuhr er entsetzt hoch, rieb sich die Augen und rannte wie eine gefangene Maus in seinem Zimmer auf und ab, bis er auf mich losfuhr, mir die Hand schüttelte, mir auf die Schulter klopfte und schrie: ›Ei, lieber Neffe, bist du's? Ich habe gerade über einen Brief nachgedacht.‹ Oder über die Predigt, oder was er sonst sagte. Er hat mir oft mit heiligem Ernst das Lügen, auch die kleinste Notlüge, als abscheuliche Sünde verboten. Aber er selbst log in aller Unschuld drei-, viermal jeden Tag. Er ist sehr alt geworden, über achtzig Jahre, aber weil er davon rund fünfzig verschlafen hat, hat er eigentlich nicht lange gelebt.

Also bei diesem lieben alten Pärchen hatte ich schon mehrmals goldene Tage verlebt, und es hätte auch diesmal wieder eine herrliche Zeit geben können, wenn ich nicht auf so furchtbare Weise unter meinem eben erwachten Geschlechtsleben gelitten hätte. Kurz vor meiner

Krankheit hatte ich erst von einigen längst eingeweihten Schulkameraden erfahren, was es mit dem Verhältnis von Mann und Frau für eine Bewandnis hat. So spät mir diese Erkenntnis kam, so furchtbar kam sie über mich, mit aller Raserei eines richtigen Fiebers. Was habe ich dadurch für Qualen ausgestanden, für Seelenkämpfe und -ängste! Ich glaube, so furchtbar habe ich nie wieder in meinem Leben gelitten. Selbst das verzweifelte Ringen mit irgendeinem Werk, das nicht herauskommen wollte, war noch erträglich gegen diese Höllenpein. Aber da ich, wie gesagt, von Natur aus einen starken Fond von Reinheit in mir hatte, so wäre ich doch dieses Triebes Herr geworden, wenn nicht der Unverstand meines Onkels ihn immer wieder frisch aufgestachelt hätte. Ich glaube, er selbst hat nie etwas von Sinnennot erfahren, selbst im Mai seines Lebens hat das wohl nur als eheliche Pflicht für ihn existiert. Darum wußte er auch nicht, was für ein Unheil er bei mir anstiftete.

Obwohl er nämlich die Sanftmut selbst war und alles gehen ließ, wie es ging, in seinem Glauben war er ein strammer Orthodoxer und schenkte einem nicht das Tüttelchen auf dem i. Nun stand er doch vor der Aufgabe, alle die Heilswahrheiten, die andern während zweier Jahre eingetrichtert werden, mir in acht Wochen einzupumpen.

Wenn ich das, was er mir zum Auswendiglernen aufgab, wirklich gelernt hätte, so hätte ich Tag und Nacht über der Bibel, dem Gesangbuch und Luthers Katechismus hocken müssen. Ich lernte aber nie etwas, sondern gab auf seine Fragen stets eine beliebige Antwort, meist den zwanzigsten Psalm, den ich heute noch kenne. Überhaupt lese ich heute wieder gern in der Bibel, es stehen künstlerisch glänzende Sachen darin. . . . Da mein Onkel nichts hörte, war er mit meinen Antworten meist sehr zufrieden. Einige Male passierte mir freilich aus Gedankenlosigkeit das Malheur, auf eine Frage, die als Antwort nur ein kurzes Sprüchlein oder ein paar Worte erheischt hätte, ein langes Geschwafel herunterzuleiern. Dann machte er ein ganz verstörtes Gesicht und rückte näher an mich heran, ich schlug mich vor die Stirn, fing bedächtig von vorne an und wartete, bis er zufrieden nickte. Dann hörte ich auf.

Also er ging alles sehr systematisch mit mir durch. Am längsten aber hielt er sich — ich weiß nicht mehr, ist es das fünfte oder sechste Gebot, Du sollst nicht ehebrechen? Dabei hielt er sich am längsten auf. Luther gibt dazu die Erklärung, daß man keusch und züchtig leben soll. Herrgott, hat der alte Mummelgreis in seinem Unverstand da ein Höllenfeuer in meinem Leib entfacht. Zuerst erklärte er die Worte keusch und züchtig

und noch genauer ihr Gegenteil, und das alles in einer brutalen Nacktheit der Sprache, die vielleicht für die dickschädeligen Bauernjungen angebracht, für mich aber das reine Gift war. Dann las er mit mir die Geschichte von der Susanna im Bade, von Joseph und der Potiphar und Stellen aus Sirach oder Jesajas, die von geradezu heillosen Anschaulichkeit waren. Auch das Hohe Lied haben wir durchgeackert. Seitdem war die Heilige Schrift für mich die unheiligste und verführerischste. Vor meinen Augen standen fortwährend verfängliche Bilder und waren nicht mehr fortzuscheuchen. Und wie ein betäubender Atem, wie eine Wolke schwüler Dünste umschwebten mich die Ausdrücke: deine Brüste sind wie Weintrauben und wie Rehzwillinge unter Rosen. Dein Nabel ist wie ein Becher mit Wohlgerüchen erfüllt.

Ich hatte nur noch den einen Gedanken im Kopf, zu erfahren, wie ein Weib beschaffen sei. Ich wollte es nackt sehen, es studieren von Kopf bis zu den Füßen. Weiter ging mein Begehren nicht, aber dies war um so wilder. Es war die Sinnlichkeit, die sich als Neugierde maskierte, und vielleicht war es ebensoviel Neugierde wie Sinnlichkeit.

Nun war im Haus eine Dienstmagd, eine hässliche, aber kräftige Bauerndirne, die frisch aus

dem Stall ins Pfarrhaus gekommen war und sich hier bei der leichten Arbeit wie im Himmel vor- kam. Jeden Tag fand sie sich zur Abendandacht in der Wohnstube ein und setzte sich auf einen Stuhl neben der Tür. Es war possierlich anzuse- hen, wie sie mit dem Schlaf zu kämpfen hatte, wie ihr die Augen fortwährend zufielen und sie sie mit wütenden Grimassen immer wieder auf- riß. Nun, dieser ungeschlachte Dragoner, dies Modell für einen Jordaens — es ist eine meiner schimpflichsten Erinnerungen, aber da ich ver- sprochen habe, die Wahrheit zu sagen, so will ich auch das gestehen —, sie hatte es mir angetan. Ich ekelte mich vor ihr und war doch gereizt von der riesenhaften Fülle ihrer Formen. Der ganzen Schmach meines Begehrens mir bewußt, und während ich mir all die entsetzlichen Folgen, wenn die Sache herauskam, klarmachte, bin ich mehrmals nachts mit aller Angst eines Einbre- chers die Treppe hinaufgeschlichen und habe an ihrer Tür gepocht. Ein gütiges Geschick hat mich bewahrt. Sie schlief so fest, daß ich hätte mit Holzschuhen gegen die Tür trampeln müssen, um sie zu wecken. Aber wenn ich sie gesehen hätte, wenn sie das erste Weib gewesen wäre, das mir ihren Körper enthüllte, vielleicht wäre ich niemals Künstler geworden.

Eines Tages bekam mein Onkel die Nachricht, daß eine entfernte Nichte von ihm, Betty Moorländer, die in Paris Malerei studierte, ihn besuchen wollte. Die alten Moorländer waren sehr wohlhabend, und das junge Mädchen — sie war Mitte der Zwanzig — hatte durch seine ungewöhnliche Laufbahn in der ganzen Verwandtschaft viel von sich reden gemacht. Noch den Tag vorher hatte meine Tante von ihr gesprochen und versichert, wenn sie eine Tochter hätte, würde sie ihr nie erlauben, allein in Paris zu leben und dort Malerei zu treiben. Blumenmalen (was anderes konnte meine Tante sich von einer Frau nicht vorstellen) könnte man auch zu Haus. Der Brief verursachte natürlich große Aufregung. Aber meine Tante verbarg sie unter einer gleichgültigen, etwas spöttischen Freude, fand es nett von der Nichte, sich ihrer alten Verwandten zu erinnern, und meinte, wahrscheinlich wäre sie des französischen Firlefanzes überdrüssig und sehnte sich nach einfachen, vernünftigen Menschen. Mein Onkel meinte, sie hätte es als Protestantin in der katholischen Stadt nicht länger ausgehalten und käme deshalb geradeswegs in ein evangelisches Pfarrhaus. Jedenfalls wurden bedeutende Vorbereitungen getroffen. Die Tapeten im Fremdenzimmer ausgeflickt, das be-

ste Leinen hervorgeholt, in der Stadt ein großer Braten bestellt und dergleichen mehr.

Am Tag der Ankunft fuhr ich mit der alten Karosse, die mein Onkel manchmal im Winter zu Krankenbesuchen benutzte, an die Bahn. Ich hatte in diesen Tagen, ehe ich die Cousine noch gesehen — denn ich war ebenfalls, allerdings nur sehr weitläufig, mit ihr verwandt —, schon unzählige Romane mit ihr erlebt, hatte mit ihr disputiert und sie stets widerlegt, hatte sie beim Auskleiden überrascht und Ohrfeigen bekommen, hatte ihr das Leben gerettet, war ihr Ritter und Todfeind gewesen. Als sie nun aus dem Zug stieg, dachte ich zuerst: nein, die kann's doch nicht sein. Die ist ja weder hübsch noch elegant und auch gar nicht ähnlich. Ich hatte nämlich eine Pariser Photographie von ihr gesehen. Da sie nun aber allein bei einem Haufen Sachen stehen blieb und dann nach vorn ging, wo ein Riesenkoffer ausgeladen wurde, entschloß ich mich doch, mich ihr zu nähern. Ich hielt es für angebracht, sie auf Französisch zu begrüßen. Sie drehte sich rasch um und erwiderte sofort: ›O, Sie sind gewiß der Vetter Walter. Das ist schön, daß Sie mich abholen.‹ Zugleich streckte sie mir ihre Hand hin, die in einem weichen dänischen Stulpenhandschuh steckte, und sah mir ins Gesicht. Dabei gewahrte ich, daß sie höchst merkwürdige Augen

hatte, dunkel und tief, vor allem aber äußerst bestimmt, Augen, die mich überraschten und einschüchterten.

Wir gingen dann zum Wagen, aber ehe sie den Schlag *öffnete*, trat ich einige Schritte beiseite, um nicht vom Kutscher gehört zu werden, und setzte ein ironisches Lächeln auf, denn ich wollte eine witzige Bemerkung machen. ›Ach, verzeihen Sie,‹ sagte ich. Sie sah mich groß an, blieb aber stehen, so daß ich zurückkommen mußte. ›Bitte, steigen Sie nicht in den Wagen,‹ murmelte ich, ›es ist da drin ein schrecklich blutdürstiges Gesindel.‹ ›Hein?‹ fragte sie und runzelte die Stirn. ›Er ist voller Flöhe.‹ Da machte sie Brrr und lachte, meinte dann aber gleich, ich wäre doch auch darin gefahren. ›Bitte sehr, ich habe auf dem Bock gegessen!‹ erwiderte ich pikiert.

Wir gingen also zu Fuß. Da sie sich sehr einfach und ungezwungen gab, fühlte ich mich in ihrer Gegenwart viel freier, als ich geglaubt hatte. Aber schön fand ich sie eigentlich nicht. Ihr Teint war etwas bräunlich, und ihre Züge waren zu streng, als daß sie mir sogleich hätten gefallen können. Und ihre Gestalt, groß, kräftig und dabei doch schlank, entbehrte zu sehr der imposanten Fülle, worin sich für meinen damaligen Geschmack der eigentliche Reiz des Weibes ausdrückte. Sie schritt sehr leicht daher und blieb manchmal ste-

hen, um mit zugekniffenen Augen die Gegend zu betrachten. Ich lobte sie und entschuldigte sie zugleich, indem ich meinte, wenn man in Frankreich gewesen wäre, könnte sie einem ja kaum gefallen. Sie hörte mich an, ohne zu antworten. Als ich dann später aber nochmals sagte, nachdem ich sie an eine Lichtung im Wald geführt hatte: freilich mit der Umgegend von Paris ließe sich das kaum vergleichen — da sah sie mich erstaunt und zugleich spöttisch an: ›Kennen Sie denn die Umgegend von Paris?‹ ›Nein, das nicht, aber ich habe doch davon gehört.‹ ›Nun,‹ erwiderte sie, ›sie ist natürlich ganz anders. Aber mir persönlich gefällt diese Landschaft mindestens ebenso gut. Ich glaube, Sie wissen gar nicht, wie schön sie ist.‹ Wir wurden bald ganz vertraut, und ehe wir nach Haus kamen, duzten wir uns schon.

Ich kann nicht alles schildern, was diese Tage Neues und Fruchtbares und Befreiendes mir brachten. Sonst müßte ich tagelang erzählen. Aber das Wichtigste war vielleicht, daß sie mich sehen lehrte. Ich hatte bis dahin alles mehr oder weniger grob bettachtet. Nun sprach sie so viel vom Licht, von Valeurs, von Tönen. Zuerst verstand ich das nicht, allmählich aber kam ich dahinter. Und nun fand ich in dieser Art zu sehen eine Quelle der lautersten Freuden. Ich weiß, daß

ich über meine Wandlung sehr erstaunt und skeptisch gegen mich war, aber der Genuß war durchaus nicht eingebildet, alles zeigte mir ein neues, reicheres, bunteres Gesicht.

Auf großartige Weise ging Betty mit Onkel und Tante um. Sie gab sich, wie sie war, sprach ihre Ansichten aus, ohne die geringste Konzession, aber gerade diese Bestimmtheit und Offenheit hob alles Verletzende wieder auf. Als mein Onkel sie fragte, wie sie es nur in ihrer katholischen Umgebung ausgehalten hätte, erwiderte sie: ›Wer sich mit mir in künstlerischen Dingen versteht, kann meinerwegen im übrigen glauben, was er will.‹ Meine Tante war mehr als einmal entrüstet, aber auf Streiten ließ Betty sich nicht ein. Mein Onkel war eigentlich begeistert von ihr. Er dichtete sie eines Abends sogar an. Er machte überhaupt sehr zierliche Gedichte, die mir wie Streublumen auf alten feinen Porzellantassen vorkamen. Eines Abends aber war er furchtbar chokiert. Betty hatte nach vielen Wünschen ihre Skizzenbücher mitgebracht. Es waren meistens Köpfe, einzelne Gliedmaßen, kleine landschaftliche Sachen. Ich merkte schon, daß sie manchmal Seiten überschlug. Einmal aber vertat sie sich und schlug eine Seite mit einem männlichen Akt auf. ›Das hast du doch nicht gemacht?‹ fragte mein Onkel entsetzt. Sie nickte ruhig und schrieb

dann auf einen Zettel: ›Das ist das Allerschwerste, aber auch das Allerschönste.« Mein Onkel machte ein so verbiestertes Gesicht, daß ich mir kaum das Lachen verbeißen konnte. Im Grund aber war ich selbst nicht weniger erschrocken und erstaunt. Überhaupt, diese Betty Moorländer wurde mir jeden Tag rätselhafter. Sie war ganz und gar verschieden von allen Menschen, die ich bisher kennen gelernt hatte. Und mehr noch — sie war der Gegensatz zu allem, was man mich bisher gelehrt und was ich als selbstverständlich geglaubt hatte. Aber ich hütete mich sehr, ihr das zu sagen.

Nach dem Abendessen ging sie stets ein wenig vor die Tür, um sich die Füße zu vertreten, wie sie sagte. Meist gingen wir beide einen schmalen, von Hecken eingefassten Weg auf und ab, der vom Hof zum Pfarrgarten führte. Manchmal, wenn die Luft lau war, setzten wir uns auch auf eine hölzerne Bank unter einem Haselnußstrauch. Den ersten Abend bot sie mir aus ihrem Etui eine Zigarette an. Mir schlug das Herz vor Freude, aber ich nahm sie mit einer leichten Verbeugung, als wenn es etwas Selbstverständliches wäre. Bei diesem Zusammensein haben wir immer tieferrnste Gespräche geführt, und ich war glücklich, daß sie mich dabei wie einen erwachsenen Menschen behandelte. Ich schwankte damals zwi-

schen Schüchternheit, die mich stumm machte, und zwischen unglaublicher Keckheit. Es kam mir nicht darauf an, sie zu verletzen, wenn ich sie nur verblüffen konnte. Und der Rausch, in den ihre Gegenwart mich versetzte, gab mir, glaube ich, manchmal ganz witzige und treffende Sachen ein. Meine Leidenschaft war es, Menschen zu analysieren. Ich sprach in ironisch herablassendem Ton von Onkel und Tante, nannte sie grauköpfige Kinder und meinte, es sei unrecht vom lieben Gott gewesen, sie nicht gleich alt zur Welt kommen zu lassen. In jungen Jahren hätten sie nur an ihrer Hilflosigkeit dem Leben gegenüber gelitten. Aus Mitleid hätte er ihnen wenigstens die körperlichen Gebrechen geschickt, die ihre Unfähigkeit gewissermaßen rechtfertigten. Auch über mich sprach ich. Voller Hohn, aber zugleich mit aller Anmaßung des jungen Burschen, der sich interessant machen will. Ich würde wohl verkommen. In mir steckten viele Anlagen zum Verbrecher. Jeden Landstreicher, der mir begegnete, begrüßte ich im Herzen als Bruder.

Sie hörte diese Dummheiten an, ohne je Erstaunen zu äußern, ja gab mir in manchem sogar Recht. Das freute mich einesteils sehr, andern-teils hätte ich sie auch gern einmal recht erschreckt. Doch das wollte mir nie gelingen. Im großen und ganzen aber war mein Gefühl ihr ge-

genüber das einer unendlichen Gehobenheit und inneren Freiheit. Damals ist ganz unmerklich der Glaube an mich selbst in mir erwacht.

Am liebsten aber sprach ich mit Betty natürlich über sie selbst. Während ich sie charakterisierte, nannte ich sie einmal eine Emanzipierte. Sie schüttelte nur still den Kopf. Ein andermal sagte ich, sie hätte kein Herz. Sie gehörte zu den Frauen, die man nur zu lieben brauchte, um von ihnen gequält zu werden. Da erwiderte sie ruhig, ich sollte doch nicht solch albernes Zeug reden. Einmal aber glaubte ich einen Hauptschlag zu tun und sie so recht ins Herz zu treffen. Ich sagte zu ihr: ›Weißt du, was du bist, Betty? Eine Atheistin! Du huldigst der materialistischen Weltanschauung.‹ — Zu meinem größten Erstaunen lachte sie einfach und sagte: ›Nein, nein, das ist nichts für mich. Materialismus und Atheismus und Monismus und wie diese schönen Erfindungen sonst noch heißen, das ist etwas für brave, phantasielose Stubengelehrte. Da halte ich es lieber mit den Griechen, die hinter jedem Baum und jeder Quelle eine Gottheit vermuteten.‹

Ich wußte einfach nicht, was ich denken sollte. Noch denselben Morgen hatte mich mein Onkel in beschwörendem Ton vor gewissen Gottlosen gewarnt, die eines Tages auch an mich herantreten und ihr Messer an meinen Kinderglauben le-

gen würden, vor Leuten wie Moleschott, Büchner und Feuerbach. Propheten der Fleischeslust, Vergifter der Jugend hatte mein Onkel sie genannt. Und meine Cousine nannte sie brave, phantasielose Stubengelehrte. Das gehörte wieder zu den Dingen, die ich nicht begriff. Immerhin hatte ihr Polytheismus für einen Konfirmanden auch einen gewissen prickelnden Zauber.

Eines Tages bat ich sie, doch einmal eine Toilette anzuziehen, die sie auf der Pariser Photographie trug. Sie fragte mich, ob sie mir denn so nicht gefiele? Ich sagte offen heraus: Nein! diese einfachen, schlichten Kleider ständen ihr gar nicht. Sie lachte, indem sie meinte, ich wäre ziemlich ungalant. Ich zuckte die Achseln und gab mich der bestimmten Hoffnung hin, sie würde meinen Wunsch erfüllen. Aber sie tat mir nicht den Gefallen. Doch ein oder zwei Tage darauf war der Geburtstag meiner Tante, und es kamen einige Gäste zum Abend. Da erschien Betty in einem Kleid — ich weiß nicht mehr aus welchem Stoff; es kommt mir so vor, als wäre es gestickter Tüll gewesen auf rotem Untergrund. Es kann aber auch Seide gewesen sein. Jedenfalls war es etwas sehr Einfaches und Kostbares und kleidete sie wunderschön. Zum erstenmal funkelte so recht der tiefe Glanz ihres Haares, zum erstenmal sah ich Nacken und Hals, dies wunder-

bar prangende Fleisch, das, wie von matten Sonnen durchglüht, sich aus der strengen schwarzen Spitzenfassung heraushob. Nicht bloß ich war überwältigt, ich sah auch, wie die andern Augen machten. So etwas hatten die biederen Landpastoren noch nicht gesehen. Die Stimmung war anfangs ordentlich etwas gedrückt. Ich saß unten am Tisch und hatte kaum Sinn für das gute Essen. Ich dachte nur immer an das Hohe Lied.

Aber dieser Eindruck wurde ganz verwischt, als sie später sang. Noch jetzt höre ich das Lied: ›O gib vom weichen Pfühle, träumend ein halb Gehör‹ — das war, von ihrer Altstimme vorgetragen, ein einziger langer Schauer voll geheimnisvoller Erregungen und wunderbarer Beruhigungen, das war, als versänke man auf den Grund eines stillen, kühlen Sees, tiefer und tiefer, bis aller Erdenlärm und alles Erdenlicht erstirbt und durch die glasklaren Fluten nur noch die himmlischen Sterne strahlen. Ich saß lange Zeit regungslos, hörte nichts, sah nichts, und meine Glieder waren wie abgestorben. Sie sang noch andere Lieder, aber für mich klang immer nur das erste.

Später wurde die Gesellschaft noch ziemlich lustig, und ich gab mich dem Trinken hin. Da nahm mich auch wieder der Teufel beim Genick und flüsterte mir Bibelstellen ins Ohr. Nun, um es

kurz zu machen: noch in derselben Nacht bin ich, kaum daß ich fünf Minuten in meinem Zimmer war, an der Spalierbekleidung der Hauswand heruntergestiegen, habe mich ums Haus geschlichen und bin auf der anderen Seite, wo im ersten Stock ihre Schlafzimmerfenster lagen, hinaufgeklettert. Und da habe ich gehangen zwischen Leben und Tod, weit zurückgebeugt, während die rostigen Nägel knirschten und der Kalk von der Mauer rieselte, und habe auf die hellen Vorhänge gestarrt. Manchmal gewahrte ich ihren schwarzen Schatten, einen gebogenen Arm, das dunkle Abbild der Haarflut, durch die ihr Kamm strich. Das war alles. Aber jede Nacht habe ich das Manöver wiederholt. Einmal, dachte ich, müßte sie vergessen, die Vorhänge zuzuziehen oder sie wenigstens einen Spalt weit offen lassen.

In welchem Zustand ich dadurch geriet, vermag ich nicht zu beschreiben. Die Qual, ihr, die ich wie einen höheren Menschen verehrte, mit so gemeinen Absichten aufzulauern! Die Angst vor der Entdeckung! Vor allem aber diese Art von Monomanie meines Zustandes, daß ich die ganzen Tage immer nur für diese eine halbe nächtliche Stunde lebte. Dazu kam dann noch die Bearbeitung durch meinen Onkel. Denn das habe ich vorhin vergessen zu erzählen: mein Onkel las mir die Geschichten von der Susanna und der Potiphar

natürlich nicht zu meinem Vergnügen vor, sondern — ich weiß nicht mehr recht Bescheid mit der christlichen Religion, aber soviel erinnere ich mich doch noch, daß die Erbsünde eine große Rolle darin spielt. Der natürliche Mensch ist ein Schuft und wird erst durch die Gnade Christi erlöst. Also ehe ich erlöst werden konnte, mußte ich erst von meiner Lasterhaftigkeit überzeugt werden. Das war wohl der Gedankengang meines Onkels. Vielleicht verfuhr er ganz unbewußt dabei, einfach nach einem alten Schema. Denn für gewöhnlich behandelte er mich als seinen lieben, guten Neffen. Aber in der Stunde paukte er immerfort von der Hölle und von der satanischen Macht der Sünde. Ohne übrigens je eine spezielle Frage an mich zu richten. Ganz allgemein. Nun, ich war damals ja noch ein unreifer Junge, der Spielball vieler Winde. Ich konnte gut über meinen Onkel spotten, was er sagte, machte dennoch Eindruck. Ich hielt mich für verloren und war überzeugt, es gäbe keinen furchtbareren Sünder auf der Welt als mich.

Und dieser Zustand wurde noch schlimmer, als wenige Tage vor der Konfirmation mein Vater eintraf. Er wohnte neben Betty. Dadurch war die Gefahr der Entdeckung natürlich gesteigert. Ich steckte deshalb abends immer ein Rasiermesser zu mir. Sobald ich gesehen würde, wollte ich in

die Scheune am Hof rennen, mir die Pulsadern aufschneiden und mich dann vom Heuboden herunterstürzen. Das hatte ich mir fest vorgenommen, und ich bin überzeugt, ich hätte es auch ausgeführt. Gleichzeitig war aber durch die Gegenwart meines Vaters der Gedanke an den nahen Abschied lebendig geworden, an alles Widerwärtige, was mich zu Haus und in der Schule erwartete, und dadurch war mein Verlangen noch wilder aufgestachelt.

Mein Benehmen und Aussehen hatten sich in den letzten Tagen so verändert, daß es allen auffiel. Mein Vater war sehr besorgt. Betty drang wiederholt in mich, ihr doch zu sagen, was mir fehlte. Aber ich blieb natürlich verstockt und ging ihr aus dem Wege. Es war mir unerträglich, mit ihr zusammen zu sein. Eines Nachmittags schlich ich mich in ihre Kammer und steckte einen der Fenstervorhänge hoch. Ich dachte, dann müßte doch ein Spalt bleiben. Aber sie hatte offenbar die Nadel bemerkt und herausgezogen. Am nächsten Morgen sagte sie, wenn es nicht totaler Unsinn wäre, möchte sie fast glauben, es wären Einbrecher dagewesen. Sie hätte nachts so verdächtige Geräusche gehört. Mein Vater meinte lachend, man müßte mal aufpassen. Gott, habe ich da gezittert! Aber nachts war ich wieder auf meinem Posten. Immer vergeblich. Ich haßte

Betty geradezu, weil sie die Vorhänge stets so sorgfältig schloß. Sie war doch sonst nicht so ordentlich.

Am Tage vor der Konfirmation fuhr mein Vater zu einem befreundeten Landrat in die Stadt, er hatte noch abends zurückkehren wollen, schickte aber einen Boten, daß er erst nachts einträte. Wir sollten seinetwegen nicht aufbleiben.

Es wurde früh zu Abend gegessen, dann machten meine Cousine und ich unseren gewöhnlichen Spaziergang in den Garten. Mein Onkel hatte mich noch tüchtig vorgenommen und mich gefragt, ob ich mich auch würdig fühlte, das heilige Abendmahl zu nehmen, und mich auf einen Spruch verwiesen, der jedem ewiges Verderben androht, welcher es unwürdig genießt. Ich war sehr zerknirscht. Ich glaube, daß einfach meine Nerven fertig waren. Jedenfalls fühlte ich eine geradezu gespensterhafte Furcht vor Gott. So weit hatte der alte Mann es glücklich gebracht.

Als ich nun mit meiner Cousine unter den blühenden Obstbäumen auf und nieder ging, die bei jedem leichten Wind ihre zarten Blütenblätter über uns ausstreuten, und als sie so recht aus vollem Herzen sagte, wie schön das alles wäre: da konnte ich mich nicht mehr beherrschen. Ich ballte die Hände, machte verzweifelte Bewegungen, um meine Tränen zurückzuhalten, und

stürzte dann auf eine Bank zu, wo ich ihr den Rücken kehrte und haltlos in mich hineinschluchzte. Sie ließ mich zuerst gewähren, nachdem ich mich dann gefaßt hatte, setzte sie sich zu mir und fragte ruhig, was mir wäre? Ich lachte zuerst krampfhaft und verspottete meine Haltlosigkeit, brach dann aber heraus: ich wäre des Lebens, meiner selbst überdrüssig, ein verlorener Mensch, der nichts Gutes und Gesundes mehr in sich hätte. Sie bat mich wieder, ihr doch zu sagen, was mich eigentlich so quälte? Da erwiderte ich: nie würde ich ihr das sagen. Ihr am allerwenigsten. Wenn ich mich selbst nicht mehr achtete, so wollte ich doch nicht auch ihre Achtung verlieren. ›Ich werde dich nicht verachten,‹ sagte sie. ›Ich habe nur den Wunsch, dir zu helfen.‹ Aber ich entgegnete ihr: was mich quälte, wäre etwas so Gemeines, daß auch sie mich nicht verstehen würde. Von einer so unnatürlichen und widerlichen Qual sei noch nie ein Mensch befallen gewesen. Darauf äußerte sie etwas höchst Vernünftiges: in der Jugend hielte man sein eigenes Erleben immer für etwas Einzigartiges. Wenn man aber älter würde, sähe man, daß alles Schöne und Herrliche, was man empfinde und dächte, schon einmal empfunden und gedacht wäre. Aber auch alle Qual sei schon einmal durchlebt. Das sei das Traurige, aber auch das

Tröstliche der reiferen Erfahrung. Und dann sagte sie: ›Ich glaube an dich. Daß in dir etwas Besonderes, was stark und gut ist, steckt. Nur kennst du dich noch nicht. Aber Hab nur Vertrauen, dann wird eines Tages die Erkenntnis deines Wertes auch dir kommen.‹ Da unterbrach ich sie, in diesem jähen Wunsch, mich selbst ihr gegenüber zu vernichten: sie hätte doch von Einbrechern gesprochen? Aber der Mensch, der das verdächtige Geräusch gemacht hätte, wäre ich gewesen. Ich wäre an ihrem Fenster hochgeklettert und hätte davor gelauert. ›In welcher Absicht?‹ fragte sie. ›Ich wollte dich nackt sehen.‹

Es war schon dämmerig. Am Horizont machte sich der rötliche Schein des aufgehenden Mondes bemerkbar. Aber trotz der Dunkelheit erkannte ich, wie blaß sie geworden war. Das Wort hat gesessen, nun ist alles aus . . . dachte ich und empfand dabei sonderbarerweise nichts als eine hämische Schadenfreude über mein eigenes Elend.

Nach einem kurzen Schweigen fragte sie mich, ob ich in der Nacht das erste Mal dort gewesen wäre oder schon öfter? ›Seit zwei Wochen jede Nacht. Ja — und nun, denke ich, wird es wohl das beste sein, wir gehen jeder seine Wege.‹ Aber sie schüttelte stumm den Kopf, und ich sah, daß sie Tränen in den Augen hatte. Diese Wahrnehmung

erregte in mir einen furchtbaren Tumult. Die unnatürliche Starrheit meiner Seele löste sich plötzlich. Die ganze Qual meines Innern, dieser lange geheim gehaltene Wahnsinn, an dem ich beinahe gestorben war, brach jetzt hervor. Ich gestand ihr alles. Auch wie ich mit Ekel und Neugierde der Dienstmagd nachgeschlichen sei, und wie durch die Reden meines Onkels meine Begierde ebenso wie meine Angst und der Abscheu vor mir selbst aufs höchste gesteigert seien. Ich kehrte mein Innerstes zu oberst, und nachdem ich ausgeredet hatte, bat ich sie, mir zu bestätigen, daß ich ein unrettbar verlorener Mensch wäre.

Sie antwortete nicht sogleich. Der Mond war höher gestiegen, und es sah aus, als ob es ganz sacht durch die dunstige Nacht schneite. Da hörte ich aus Bettys Mund Worte, die mich so grenzenlos erstaunten, als wenn plötzlich Dinge von einem andern Planeten mir zu Füßen gefallen wären.

›Du armes, törichtes Kind!‹ sagte sie. ›Was hat der alte Schafskopf aus dir gemacht!‹

Dann sprach sie zu mir — ich kann nur den Sinn ihrer Worte wiederholen, aber könnte ich doch auch den Eindruck ihrer Erscheinung wiedergeben: wie sie dasaß gleich einem unwirklichen Wesen, mit ihrem bleich beschienenen Gesicht,

aus dem die Augen wie große, dunkle Sterne strahlten. Und auch ihre Stimme hatte einen unwirklich weichen, leisen und dabei gesteigerten Ton wie die Stimme einer Prophetin.

Die Kraft, die in mir wirkte und mich so furchtbar erregte — sagte sie —, käme nicht vom Bösen her, wäre keine Sünde, sondern die große schöpferische Kraft, die das ganze Weltall durchströmte, von der alles, was Leben hieße, seinen Ursprung hätte. Eros hätten die Griechen sie genannt und hätten in ihr die Quelle aller Lust zum Schönen und Guten, zur Tugend und zur Kunst erblickt. Und wenn sie mir jetzt auch zur Qual gereichte, so sollte ich doch glücklich sein, daß diese göttliche Macht mit so erschütternder Gewalt mich ergriffen hätte. Sie sei das Zeichen meiner Stärke, sie würde auch für mich die Triebkraft zu allem Großen sein, was ich einmal hervorbrächte. Und nicht die Sünde sollte ich fürchten, sondern das Häßliche, das Gemeine. Denn das zöge mich herunter. Die Schönheit aber sei die Erlösung, der Adel und das eigentliche Endziel der Welt.

Ihre Worte hatten mich mit seltsamen Schauern durchronnen. Ich hatte die Empfindung gehabt, mit ihr durch schwindelnde Räume zu fliegen, entrückt zu sein der Zwanghaft meiner früheren Vorstellungen und auf einer neuen

Erde zu landen. Und wie ich in den letzten Tagen oft bei dem Gedanken an Gott mich erschrocken umglickt hatte, als wenn dies fürchterliche Etwas leibhaftig hinter mir stände, so glaubte ich nun mit allen Sinnen die Gottheit wahrzunehmen, von der Betty gesprochen hatte: sie streute die Blüten über uns aus, sie webte die weißen Nebel auf der Wiese, sie strömte in mich mit dem Geruch der feuchten Erde, der Knospen und Blumen, sie erfüllte mein Ohr mit den Lauten der Amsel, sie ergoß sich durch das Weltall im Lichtdunst des Mondes.

Die Ahnung eines neuen Lebens ergriff mich wie eine leise, köstliche Hoffnung. Als Betty mich dann aber bat, doch geduldig zu sein und meine Neugierde zu zügeln, um die lauterer Quellen nicht zu vergiften, und als sie mich fragte, ob ich nicht die Kraft dazu in mir fühlte, da ließ die Erinnerung an die ausgestandenen Qualen mich schweigen. Ich gab ihr keine Antwort, aber der verzweiflungsvolle Blick meiner Augen mochte Antwort genug sein. Lange sah sie mich an. Dann sagte sie: ›Ich habe versprochen, dir zu helfen. Ich will's auch tun. Komm!‹

Willenlos, wie im Traum, ging ich neben ihr. Als wir ins Haus traten, waren Onkel und Tante schon zu Bett. Vor ihrem Zimmer hieß sie mich warten. Wenn ich Licht durch den Spalt ihrer ge-

öffneten Tür sähe, sollte ich hereinkommen. Ich setzte mich auf eine Stufe der steinernen Treppe. Die ersten Augenblicke verbrachte ich in angstvoller Spannung. Mir war zumute wie einem Zauberlehrling, der dem beschworenen Geist voll Furcht an einen unbekanntem Ort folgt.

Als ein rötlicher Schein über die Fliesen glitt, trat ich zögernd ein. Nun war ich in dem Zimmer und wagte doch kaum aufzuschauen. Durch das offene Fenster quoll das klare Licht des Mondes, der hoch über dem schwarzen, nadelspitzen Kirchturm schwebte. Die Kerze auf dem kleinen Tisch vor dem Bett brannte unruhig an ihrem langen Docht. Ich umklammerte die Kante einer glatten Mahagoniplatte, mein Herz schlug dröhnend wie nach einem weiten Lauf.

Da hörte ich ein leises Geräusch. Als ich den Kopf hinwandte, gewahrte ich Betty. Ich erkannte sie kaum. Das gelöste Haar, der tiefe Ernst ihres Gesichts gaben ihr etwas Totes. Nun bewegte sie sich, und langsam glitt die weiße, lose Umhüllung von ihren Schultern herunter auf den Boden. Sie stand vor mir, wie die Gottheit sie geschaffen hatte.

Ich klammerte mich fester an die Holzplatte, stützte den Kopf auf meinen Arm, um mich aufrecht zu halten, aber die Kraft meiner Glieder ließ nach, und ich brach zusammen. So auf den

Knien habe ich vor ihr gelegen und habe aufgeschaut zu der geheimnisvollen Schönheit ihres Körpers, der leuchtend wie Marmor, unbeweglich wie Marmor da vor mir stand und auch mich erfüllte mit der kühlen Ruhe des Steins. Ich hörte mein Herz nicht mehr schlagen, fühlte mein Blut nicht mehr stechen, empfand nicht mehr das erstickende Drängen meines Atems in der umschnürten Brust. . . . Es gibt Träume, die so wild und greifbar wie Wirklichkeiten sind, und Wirklichkeiten, die uns in Traumzustand entrücken. Was mich da auf die Knie bannte, war wie ein Traum, von einer einzigen, einfachen, lichten Vision erfüllt, ein tiefer Schlaf, wie er Kranke nach der Krisis überfällt, und aus dem sie genesen erwachen. Auch aus meiner Seele wichen all die heißen Fieberwahn, die verrenkten, üppigen Bilder, die wie kreisende Gifte mich in einem Zustand fortwährender Erregung gehalten hatten. Sie flohen vor dem Anblick dieser strengen, keuschen und vollkommenen Schönheit.

Als Betty mich aufstehen hieß, verließ ich stumm ihr Zimmer. Ich schlief erst gegen Morgen ein, aber es war ein köstlich erquickender Schlummer. Mein Vater weckte mich, und ich mußte eilig in mein schwarzes Konfirmationsgewand schlüpfen. Vor dem Kirchengang drückten mir alle wichtig und feierlich die Hand. Aber ich

betrat dieses Haus und fragte mich, was ich dort sollte? Ich hörte das Gebet und die Predigt an, als wenn mich dies alles nichts angehe. Ich antwortete sehr prompt auf die Fragen meines Onkels und redete den größten Unsinn im Ton ruhiger Bestimmtheit. Ein seltsameres Glaubensbekenntnis ist wohl noch nie vor einem christlichen Altar abgelegt worden. Aber war ich denn überhaupt noch Christ? Nein. Ich fühlte, der Gott der Erbsünde, der das Fleisch kreuzigen heißt, hatte seine Macht über mich verloren. Ich betete zu einer helleren Gottheit, die Bettys Züge trug und wiederum auch jener hoheitsvoll milden Göttin der Griechen zu gleichen schien, die einst den irrend Umhergetriebenen von der Wut der Eumeniden erlöste.«

Der Erzähler füllte sein Glas. Nach ihm wollte ein anderer das Wort ergreifen. Aber die blonde Frau gebot ihm zu schweigen.